

Caroline Gröschner

Corona und Krise – Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung. Tagungsbericht zur Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE im März 2021

Im Mittelpunkt der in Flensburg vom Arbeitsbereich Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung, dem Zentrum für Bildungs-, Unterrichts-, Schul- und Sozialforschung sowie dem Gender-Netzwerk ausgerichteten digitalen Sektionstagung standen die Analyse der gegenwärtigen Entwicklungen rund um die Corona-Pandemie aus der Perspektive einer kritischen feministischen Geschlechterforschung sowie daran anknüpfende erziehungswissenschaftliche Fragestellungen. Drei differente Blickwinkel auf und Fragestellungen an die Corona-Krise, (1) „Systemrelevanz und Sorge“, (2) „,Home-schooling‘, ‚Notbetreuung‘, ‚Hybridunterricht‘ – vergeschlechtlichte Bildungs- und Erziehungsarbeit zwischen Retraditionalisierung und Professionalisierung“ sowie die Frage (3) „Zurück zu welcher Normalität?“, wurden im Rahmen dreier Panels verhandelt. Jedes Panel bestand aus zwei bis drei Statements, einer gegenseitigen Kommentierung der Statements sowie einer gemeinsamen Diskussion im Plenum.

Pandemiebedingt wurde für die Tagung ein innovatives Format gewählt: Die Statements sowie die anschließende Diskussion der Kommentierenden des zweiten und dritten Panels wurden vorab aufgezeichnet und asynchron zugänglich gemacht. Auf diese Weise wurde eine ausführliche und intensive gemeinsame Diskussion aller Tagungsteilnehmenden ermöglicht.

Panel 1: „Systemrelevanz und Sorge“

Jeannette Windheuser führte als Moderatorin in das erste Panel ein, indem sie die Aktualität und Bedeutung von „Systemrelevanz und Sorge“ aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive erläuterte und die Bedeutsamkeit des (kapitalistischen) Begriffs „Systemrelevanz“ im Rahmen von Sorgearbeit hervorhob.

Margrit Brückner bearbeitete im ersten Statement vier Aspekte, die aus ihrer Perspektive für die Frage nach Systemrelevanz und Sorgearbeit von besonderer Bedeutung seien. Erstens hob sie die notwendige Abkehr von der *Maxime* individueller, bisher männlich konnotierter Autonomie und die Hinwendung zur Anerkennung der zwischenmenschlichen Interdependenz hervor. Zweitens sei die Berücksichtigung der spezifischen Logik der Sorgearbeit notwendig, was die Abwendung von einer technologischen Perspektive und die Fokussierung der individuellen Bedürfnisse sowie einen Widerspruch zur ökonomischen Logik impliziert. Daran anknüpfend sei drittens die Neuorganisation von Sorgearbeit ein wichtiges Moment, um Anerkennung zu ermöglichen. Das beinhaltet weiterhin auch den Einbezug der privaten Sorgearbeit, denn, so die These, die aktuelle ökonomische und profitorientierte Perspektive auf Sorgearbeit verstärke die Krise des Sorgens und vertiefe dadurch auch die Reproduktionskrise im Kapitalismus. Den vierten Aspekt stellt die Notwendigkeit einer globalen bzw. transnationalen Perspektive auf Sorgearbeit dar, da vor allem im privatwirtschaftlichen bzw. informellen Bereich an dieser Stelle ein Konflikt zwischen armen und reichen (europäischen) Ländern sichtbar werde, welcher primär eine Verhandlung unter Frauen hervorrufe.

Anna Hartmann verhandelte im Rahmen ihres Beitrags die beiden Begriffe „Sorgearbeit“ und „Systemrelevanz“. Die aktuelle Debatte um Systemrelevanz, die die gesellschaftliche Bedeutung von Sorge für die Reproduktion der Einzelnen wie der Gesellschaft hervorhebt, so der vorangestellte Verweis, stelle keine neue Debatte im Feminismus dar. Systemrelevanz, so der argumentative Ausgangspunkt, beziehe sich zunächst auf differente Berufe, die für den Erhalt der Gesellschaft von Bedeutung sind. (Mindestens) die Hälfte dieser Berufsgruppen sei dabei jedoch den personenbezogenen Dienstleistungen zuzuordnen, welche keine Möglichkeit der Arbeit im Homeoffice beinhalten und größtenteils von Frauen ausgeübt werden. In Bezug auf die Frage, inwiefern eine feministische Sorgeperspektive die Debatte um die sogenannte Systemrelevanz verschieben könnte, seien zwei Aspekte bedeutsam: Erstens gehen und gingen die feministischen Debatten über Sorgearbeit schon immer über die Systemrelevanz hinaus, was die Infragestellung des „Status Quo“ beinhaltet. Zweitens werde in der öffentlichen und politischen Debatte vor allem bezahlte Care-Arbeit fokussiert, die unbezahlte häusliche Sorgearbeit hingegen kaum. Daraus resultierend wird im Kontext dieser neuen Arbeit – Homeoffice und Care-Arbeit – aktuell nicht die traditionelle Position der Hausfrau und Mutter reaktiviert, sondern vielmehr eine neue Form der sorgenden Person hervorgehoben, in der das Verhältnis von bezahlter Erwerbsarbeit (öffentlich) und unbezahlter Arbeit (privat) neu ausgestaltet würde.

In der anschließenden impulsgebenden Diskussion besprachen Jeannette Windheuser, Margrit Brückner und Anna Hartmann anknüpfend an Arendt (2012/1958) zunächst, was die aktuelle Krise über sich selbst offenbart. Es zeige sich, dass trotz einer strukturellen Veränderung die kapitalistische Ge-

sellschaft(sstruktur) nicht auf diese Veränderungen eingeht, sondern vielmehr marktwirtschaftliche Interessen im Vordergrund stehen. Sorge ist dabei relevant für das Zusammenleben, was auch (zumindest zwischenzeitlich) gesellschaftlich zur Kenntnis genommen wurde. Gleichzeitig fehle aber eine strukturelle Absicherung und Anerkennung der gesamten Sorgearbeit und damit verbunden auch die Frage oder Perspektive, wie Sorgemodelle neu gedacht und strukturiert werden können. Aus einer subjekttheoretischen Perspektive gehe damit auch die Frage nach dem Moment der Unverfügbarkeit einher, geht es doch bei Sorgearbeit um eine Subjekt-Subjekt-Beziehung, die bisher kaum Berücksichtigung fand.

Im Plenum wurde die Frage der Systemrelevanz vor allem dahingehend verhandelt, inwiefern diese ohne eine ökonomische Konnotation gedacht werden könne, beinhaltet die Sorgetätigkeit ja die Reproduktion und Aufrechterhaltung der Gesellschaft. Daran anknüpfend erfuhr auch die Frage nach Grenzen eine besondere Bedeutung: So scheint vor allem im Kontext von Care-Arbeit eine Grenzziehung zwischen beruflichem und privatem Kontext kaum möglich, was diese Arbeit von anderen systemrelevanten Berufen und Aufgaben wiederum unterscheidet.

Diese Auseinandersetzung verweise auch, so ein gemeinsames Fazit, auf die Notwendigkeit von Utopien, da Entwicklung – hin zu etwas „Gutem“ bzw. „Besserem“ – nicht ohne diese entstehen und gedacht werden kann. Aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive erscheint deshalb auch die folgende Frage von besonderer Bedeutung: Kann Sorge ohne Bildung gedacht werden oder findet in den Spannungsfeldern der Sorge(tätigkeit) nicht immer auch die Auseinandersetzung mit der Tätigkeit statt, was Bildung impliziert? So könne Bildung auch als eine Art der Beziehungsarbeit angesehen werden, was die Bedeutung von Sorge im Kontext von Bildung hervorhebt.

Als letzter Diskussionsaspekt wurde die informelle Sorgetätigkeit fokussiert: Die globale Perspektive auf die Pflege und Sorge in privaten Kontexten zeige in der aktuellen Pandemie eine besonders problematische Entwicklung auf. So ist vor allem diese vorwiegend weibliche Dienstleistung von der Krise durch fehlenden Arbeitsschutz und fehlende sozialversicherungspflichtige Anstellung betroffen, was die Abgrenzung zu anderen „systemrelevanten“ Berufsgruppen und die Bedeutung der Auseinandersetzung mit dieser Gruppe zusätzlich verdeutlicht.

Panel 2: „Homeschooling“, „Notbetreuung“, „Hybridunterricht“ – vergeschlechtlichte Bildungs- und Erziehungsarbeit zwischen Retraditionalisierung und Professionalisierung“

Im Mittelpunkt dieses Panels stand das Verhältnis von Geschlecht und pädagogischer Professionalität im Zusammenhang mit der Corona-Krise, das mit jeweils unterschiedlichen disziplinären Schwerpunkten in drei Statements verhandelt wurde. Sowohl die drei Statements und deren Kommentierung, die vorab digital zugänglich waren, als auch die anschließende Diskussion im Plenum wurden von Florian Christóbal Klenk moderiert.

Elke Kleinau fokussierte in ihrem Statement die Frage, inwiefern in der aktuellen Krise wirklich ein Re-Traditionalisierungsschub hervorgerufen werde oder ob dieser nicht vielmehr nur stärker hervortritt. Bezogen auf die im Titel genannten zentralen Begriffe wies sie darauf hin, dass nicht von „Homeschooling“, sondern von Distanzlernen zu sprechen sei, da keine eigene Entscheidung seitens der Eltern zugrunde liege. Mit dem Distanzlernen sei eine Zunahme von unbezahlter Arbeit von Frauen zu verzeichnen, welche auch schon vor der aktuellen Krise stärker für die Kinderbetreuung zuständig waren; daher könne nur von einer rhetorischen Modernisierung der Elternrollen gesprochen werden, was faktisch zur Stabilität traditioneller Arbeitsteilungen führt. Diese geschlechterbezogene Arbeitsteilung trifft auch auf das Erziehungs- und Bildungssystem zu. Ihre strukturelle Verankerung lässt sich historisch aus der Entwicklung der Kindergartenbewegung und der des höheren Schulwesens aufzeigen, was sich u.a. in der unterschiedlichen Ausbildung (akademisch vs. nicht akademisch) widerspiegelt. Diese strukturellen Unterschiede und Zugangsmöglichkeiten zeigen sich auch in der Geschichte des Schulwesens: So war Frauen der Zugang zum Lehrberuf vor allem dann möglich, wenn ein Mangel vorherrschte und der Beruf an Prestige verlor. Daraus abgeleitet beinhaltet die aktuelle Erwartung an die Beaufsichtigung des häuslichen Lernens – und damit an die Mütter – einerseits eine Entwertung der professionellen Arbeit von Lehrer:innen und andererseits werden Mütter noch stärker als bisher als unbezahlte Hilfsarbeiterinnen adressiert, so das resümierende Fazit.

Robert Baar setzte sich in seinem Statement mit den Begriffen Professionalisierung, De- und Re-Professionalisierung sowie Retraditionalisierung im Kontext der Corona-Pandemie auseinander. Der Fernunterricht des ersten Lockdowns, so der erste Verweis, wurde vor allem mithilfe von Arbeitsblättern strukturiert und gestaltet. Besonders in den Grundschulen fehlte dadurch der regelmäßige Kontakt zwischen Lehrkräften und Schüler:innen, was aufgrund ihrer Beziehungs- und Kindorientiertheit irritiere. Auf diese Weise wurde der Fernunterricht vor allem an die Eltern – insbesondere die Mütter – übertragen, was sowohl fachliche und didaktische, aber auch soziale Aspekte und Erwar-

tungen beinhaltete. Diese Erwartungen werden dabei insbesondere an Mütter gestellt, weshalb von Retraditionalisierung gesprochen werden könne. Im Kontext von Professionalisierung implizieren diese Entwicklungen ein Spannungsverhältnis der Begriffe Professionalisierung, De- sowie Re-Professionalisierung. So seien einerseits durch die Delegation von schulischen Aufgaben an die Eltern Deprofessionalisierungstendenzen erkennbar, andererseits beinhalte das Entwickeln und Bereitstellen von Aufgabenblättern auch Professionalisierungsstrukturen. Durch fehlende Professionalisierung im häuslichen Umfeld und die Anerkennung dieses Fehlens könne zudem auch von Re-Professionalisierung gesprochen werden. Professionalisierungsforschung, so der letzte Hinweis, vernachlässigte bisher die Bedeutung von Geschlecht, weshalb schulpädagogische Untersuchungen zukünftig auch die Rolle von Geschlecht(erhältnissen) im Kontext von Schulschließungen und Fernunterricht in den Fokus rücken sollten.

Meike Baader bearbeitete das Thema des Panels mithilfe zweier Thesen: Die erste These verwies auf das Verhältnis von Krisen sowie Geschlechterordnungen und -verhältnissen, welche allen Krisen zugrunde liegen; auch gegenwärtig seien Frauen weltweit stärker von der Corona-Krise betroffen. Krisen, so die zweite These, bringen nicht erst Ungleichheit hervor, sondern verstärken die bereits vorherrschende. Meike Baader hob in Bezug auf vergeschlechtlichte Erziehungs- und Bildungsarbeit in der aktuellen Situation u.a. die Bedeutung von Homeoffice hervor, welches zur Entgrenzung von Erwerbs-, Haus- und Sorgearbeit führe, sowie das von Müttern übernommene Homeschooling. Damit ist auch eine Umdeutung und Neubesetzung der Begriffe Homeschooling und Notbetreuung in Anlehnung an Nothilfe verbunden, so die Argumentation. Die gegenwärtige Situation bringt darüber hinaus auch Spaltungen der Perspektiven zwischen Elternwohl, Kindeswohl und Fachkräftewohl und somit insbesondere zwischen Frauen hervor (z.B. Mütter vs. Erzieher:innen). Abschließend verwies Meike Baader mit Bezug auf Arendt (2012/1958) darauf, dass mit und in Krisen nicht nur Retraditionalisierungsmomente deutlich würden, sondern auch neue Gelegenheitsstrukturen hervorgebracht, unsichtbare Dinge sichtbar gemacht und vorhandene Illusionen demaskiert werden (können), worin gleichzeitig auch ein Potenzial im Hinblick auf Veränderung liege.

In der anschließenden Kommentierung der Diskutant:innen wurde einerseits die fehlende Aufmerksamkeit für die Rolle von Geschlecht, aber auch der Emotionalität und des Körpers in der pädagogischen Professionalisierungsforschung thematisiert. Andererseits wurde die digitale Ausstattung diskutiert, die zum einen gesellschaftlich männlich konnotiert und bewertet wird, womit auch die kontroverse Frage nach der Rückkehr zur „Normalität“ verbunden sei. Zum anderen wurde auf der Ebene der Schüler:innen auch hervorgehoben, dass der Zugang zu digitalem Unterricht different ist, was wiederum soziale Ungleichheiten verstärke.

Die gemeinsame Diskussion im Plenum drehte sich vor allem um drei Aspekte, die wiederum miteinander verbunden sind: 1. die Verhandlung von Geschlecht im Kontext von Intersektionalität, 2. die Präsenz von Geschlecht(sunterschieden) und daran anknüpfend 3. die Rolle, aber auch Verantwortung der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung.

Die Bedeutung und Sicht- bzw. Unsichtbarkeit der Kategorie Geschlecht in intersektionalen Ansätzen wurde kontrovers diskutiert. So steht die Bedeutung einzelner diskriminierend wirkender Kategorien weniger im Mittelpunkt von Intersektionalität, geht es doch um die jeweils differente(n) Diskriminierung(erfahrungen), gleichzeitig birgt das auch die Gefahr von Invisibilisierungen. In diesem Zusammenhang wurde darüber diskutiert, wer in der aktuellen Situation Sicht- und Hörbarkeit erfährt bzw. gerade nicht – in den Medien, in der Politik, aber auch im erziehungswissenschaftlichen Diskurs. So stehe in der aktuellen Auseinandersetzung vor allem eine binäre Geschlechtszuordnung im Mittelpunkt. Sichtbarkeit trage zudem auch weitere Nebeneffekte in sich, so ein weiterer Diskussionspunkt: Die gesellschaftliche Präsenz der Ungleichheit im Kontext gesteigerter Sorgearbeit von Müttern führe zwar einerseits zu Empörung, andererseits aber auch zu einer Stabilisierung von Macht(verhältnissen) und dadurch nicht intendierten Normalitäten. Daran anknüpfend wurde auch die Rolle und Verantwortung der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung im Kontext des Sichtbar- und Unsichtbarmachens diskutiert und abschließend die Frage aufgeworfen, ob die Hoffnung auf Veränderung – hin zu etwas „Besserem“ –, haltbar sei oder eine Illusion bleibe bzw. bleiben müsse.

Panel 3: „Zurück zu welcher Normalität?“

Das dritte Panel, das von Frauke Grenz moderiert wurde, beschäftigte sich mit der Frage, zu welcher Normalität nach der Krise zurückgekehrt werden kann und sollte, insbesondere mit Blick auf die Auswirkungen im Kontext sozialer Ungleichheitsdimensionen.

In ihrem Statement machte Bettina Kleiner zunächst auf die gesellschaftliche Konstruktion von Normalität und den damit verbundenen Zustand des relativen Gleichgewichts aufmerksam, welches durch die Corona-Krise ins Wanken gebracht und gleichzeitig mithilfe unterschiedlicher (Regierungs-)Strategien wieder zu einer neuen Normalität stabilisiert wurde. Dieses Regieren zu einer neuen Normalität sei auf drei Strategien zurückzuführen: Erstens werde mit (Rück-)Bezug auf den Familismus eine vergeschlechtlichte Arbeitsteilung von heterosexuellen Paaren hervorgehoben und fokussiert. Durch Maßnahmen wie die Kontaktbeschränkungen auf einen Haushalt würden darüber hinaus davon abweichende Personen und Lebensformen nicht berücksichtigt. Anknüp-

fend an Preciado (2020) wird zweitens auf die Strategie der Immunisierung verwiesen, welche die Verlegung von (europäischer) Grenzpolitik auf das Individuum impliziert. Die Kriterien, die immunitätsstärkende Strategien konstruieren, seien dabei die eines souveränen, weißen (und männlichen) unverletzten Subjekts. Die dritte Strategie sei die Digitalisierung: Mit ihrer Hilfe könne die kapitalistische Gesellschaftsordnung erhalten werden sowie die Kontrolle von Arbeitnehmer:innen gelingen. Diese neu hervorgebrachte Normalität hinterlässt Spuren, so das abschließende Fazit, welche die Post-Corona-Normalität prägen werden.

Mai-Anh Boger näherte sich der Bedeutung von Normalität aus einer psychoanalytischen Perspektive, indem sie die psychodynamische Funktion des Festhaltens an der Normalität betrachtete. Ausgegangen wurde dabei von zwei verschiedenen Normalitätsbegriffen, die miteinander verbunden wurden: erstens Normalität als wirkmächtige und symbolische Ordnung, die Macht- und Herrschaftsverhältnisse beinhaltet, und zweitens die subjektive Erfahrung von Normalität, die geprägt ist von Routinen und Gewohnheit und als Moment der Sicherheit angesehen werden könne. Daraus ableitend wurde auf drei Schlaglichter der Psychodynamik des Umbruchs im Kontext der aktuellen Krise eingegangen, die Normalität verhandeln. So beinhalte das Festhalten an der Normalität ein kollektives Verdrängen, was nicht ohne Nebeneffekte geschehen könne. Den Preis für die (aktuelle) Fassadennormalität tragen vor allem Frauen. Jede Form der Umstellung beinhalte zudem psychosoziale Konflikte und Emotionsarbeit, die aufgrund der vorherrschenden Geschlechtersozialisation in besonderem Maße von Frauen bewältigt werden (müssen). Der dritte Aspekt sei die Vulnerabilität: Im Kontext der ungünstigen Diskurskultur des (kollektiven) Verdrängens werde aktuell ein Resilienzettbewerb sichtbar, welcher auf traditionellen Herrschaftsverhältnissen basiere und diese reproduziere.

Die pädagogische Praxis, so das Resümee, sollte sich in der Konsequenz daraus mit der Verletzlichkeit des Menschen auseinandersetzen und diese (wieder) als wesentliches Merkmal betrachten und anerkennen.

Eine dritte Perspektive verhandelte Sandra Glammer, indem sie der Frage nach Normalität mit Blick auf Gewalt gegen sich als Mädchen und Frauen identifizierende Personen begegnete. (Männliche) Gewalt gegen Mädchen und Frauen sei kein durch die Corona-Pandemie auftretendes Phänomen, wurde jedoch durch die häusliche und soziale Isolation verschärft, womit auch ein erschwerter Zugang zu Hilfe und Unterstützung verbunden ist. Die aktuelle öffentliche Thematisierung und Skandalisierung beziehe sich vor allem auf die Zunahme von Gewalttaten durch die Pandemiesituation und weniger auf das (grundsätzliche) Vorherrschen von Gewalt. Bisherige Claim-Making-Strategien brachten zwar Veränderungen hervor – die positiv zu bewerten seien (!) –, beinhalten jedoch auch Nebenfolgen – z.B. die fehlende Berücksichtigung der Entstehung von Täter:innenschaft und damit auch die Normalisierung von Grenzüberschreitungen. Gewalt folgt so einem geschlechtlichen und verge-

schlechtlichten Skript, welches beinhaltet, dass Männer Subjekt und Objekt von Gewalt werden können, Frauen aber nur zu Objekten der Gewalt und Subjekten der Angst. Zudem werde Frauen selbst der „reine Opferstatus“, der Mitleid, Schutz und Unterstützung beinhaltet, aberkannt: einerseits durch beispielsweise Täter-Opfer-Umkehrung oder durch eine (zumindest Teil-)Schuldzuweisung; andererseits aber auch, indem der Schaden bagatellisiert und die Gewalttat als Ausnahme deklariert wird. Daraus resultieren die Perpetuierung des Kontrollverlustes und die Stabilisierung der Herrschaftsverhältnisse ebenso wie die Gewalt selbst.

In der anschließenden gegenseitigen Kommentierung wurden zunächst die Fragen besprochen, ob und welche Veränderungsimpulse in der aktuellen Krise deutlich werden und was diese beinhalten könnten. Im Kontext von Gewalt lasse sich aufzeigen, dass eine gewisse Gewalt als Normalität betrachtet wird und dadurch Legitimität erfährt, was Fragen nach Kriterien von vergeschlechtlichten Vulnerabilitätsverhältnissen und eine differente Betrachtung von Mustern der Gewalt hervorruft. Der gesellschaftlichen Verhandlung von Gewalt(taten) stehen der Umgang mit und die Wahrnehmung von Gewalterfahrungen gegenüber. Diese Verletzungen seien dabei, so die übereinkommende Einschätzung der Diskutant:innen, different – auf der Ebene der menschlichen Natur, der strukturellen oder kollektiven sowie der subjektiven – zu untersuchen. Eine Verwechslung der Ebenen führe dabei zu fehlenden Handlungsmöglichkeiten. Im Kontext pädagogischen Handelns sollten sowohl die Verletzbarkeit als auch die Widerstandsfähigkeit aller in den Mittelpunkt gestellt und verhandelt werden. Gleichwohl könne das Dilemma des Zusammenhangs von Sichtbar- und Unsichtbarmachen sowie die (Re-)Produktion (neuer) Stereotype nicht aufgebrochen werden, was die Bedeutung einer intersektionalen Perspektive und Bearbeitung hervorhebt.

Die gemeinsame Diskussion im digitalen Plenum bezog sich besonders auf drei Aspekte und deren Verschränkung. Erstens wurde die Bedeutung von Brüchen diskutiert: So verdränge der Blick auf die Kleinfamilie als „(Isolations-)Gemeinschaft“ beispielsweise andere (neue) Gemeinschaften sowie Gemeinschaftsformen. Damit ist zweitens auch die Frage verbunden, welche (neuen) Handlungsspielräume durch das Sichtbar- bzw. Unsichtbarmachen hervorgehoben werden. Diese neuen Handlungsspielräume, wie digitale Zugänge oder Möglichkeiten, seien dabei vor allem für privilegierte Gruppen zugänglich, was wiederum soziale Ungleichheit verschärft. Drittens wurde daran anknüpfend die Rolle der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung im Kontext der Reproduktion und Aushandlung der „Krise“ sowie der „neuen“ Normalität kontrovers diskutiert. So muss in der Disziplin hinterfragt werden, wo ihre Handlungsmöglichkeiten, aber auch Grenzen liegen und wo die erziehungswissenschaftliche Perspektive eigentlich sicht- bzw. hörbar ist. Dabei ist auch von Bedeutung, dass pädagogisches Handeln zwar einerseits zukunftsorientiert ist, aber dennoch auch aktuell gehandelt wird, weshalb auch die Frage

nach der je eigenen Verantwortung gestellt werden müsse. Strategien, wie auf die bzw. mit der aktuellen Situation pädagogisch ein- bzw. umgegangen werden kann, blieben am Ende offen.

Abschluss

Die Bedeutung der Corona-Pandemie für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung wurde insgesamt kritisch und aus unterschiedlichen Sichtweisen diskutiert und hervorgehoben. Im Mittelpunkt der Diskussionen stand dabei vor allem die Frage nach der Sichtbarkeit und dem Sichtbar-Machen bzw. den Nicht-Sichtbaren. Daran anknüpfend wurde auf die Relevanz und das Potenzial von intersektionalen Perspektiven und Forschungsansätzen immer wieder hingewiesen; inwiefern dies zukünftig umgesetzt werden kann, wird sich zeigen. Auch die eigene Wirkung und Rolle der Erziehungswissenschaft durch ihre Schwerpunktsetzung, aber auch im öffentlichen und politischen Diskurs sowie die Fragen des pädagogisch Möglichen (in Krisen) wurden kritisch hinterfragt und sollten weiterhin reflektiert werden. Insgesamt lud die Tagung – trotz oder gerade aufgrund ihrer Organisation und Struktur – zu ausführlichen, kontroversen und konstruktiven Diskussionen ein, sodass differente Aspekte und Zugänge Berücksichtigung fanden.

Die einzelnen Statements ebenso wie weitere Beiträge zum Thema Corona und Krise werden auch in einem separaten Tagungsband veröffentlicht.

Neben der aufgeführten thematischen Auseinandersetzung wurde im Rahmen der Sektionstagung eine neue bzw. verstärkte Vernetzung von Wissenschaftler:innen in Qualifikationsphasen diskutiert und angestrebt. Alle Interessierten in Qualifikationsphasen sind eingeladen, sich am Austausch zu beteiligen (weitere Informationen sind der Sektionshomepage zu entnehmen).

Literatur

- Arendt, Hannah (2012/1958): Die Krise in der Erziehung. In: Dies.: Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I, S. 255–276.
- Preciado, Paul B. (2020): Vom Virus lernen. <https://www.hebbel-am-ufer.de/hau3000/vom-virus-lernen/> [Zugriff: 30.03.2021].